

PHILLIP ROCK
Abingdon Hall
Stürmische Zeiten

Phillip Rock

ABINGDON
HALL

STÜRMISCHE ZEITEN

Roman

Aus dem Amerikanischen
von Uta Hege

blanvalet

Die Originalausgabe erschien 1981
unter dem Titel »Circles of Time« bei Seaview Books.



Verlagsgruppe Random House FSC® N001967
Das FSC®-zertifizierte Papier *Holmen Book Cream* für dieses Buch
liefert Holmen Paper, Hallstavik, Schweden.

1. Auflage
Taschenbuchausgabe April 2015 bei Blanvalet Verlag,
einem Unternehmen der
Verlagsgruppe Random House GmbH, München
Copyright © 1981 by Phillip Rock
Copyright © 2015 für die deutsche Ausgabe
by Blanvalet Verlag in der Verlagsgruppe Random House, München
Umschlaggestaltung: © Johannes Frick, Neusäß/Augsburg
Umschlagmotiv: Richard Jenkins/Shutterstock
Redaktion: Friederike Arnold
LH · Herstellung: sam
Satz: Uhl + Massopust, Aalen
Druck und Bindung: GGP Media GmbH, Pößneck
Printed in Germany
ISBN: 978-3-442-38307-8

www.blanvalet.de

Für Charlotte Wolfers
Der Tod ist ein Schlaf.

Buch I

Die Zeit vergeht

1921

Mit Blättern und mit Blumen decket ab
den Leib des unbegrabenen Mannes, der keine Freunde hat.
An seine seichte Gruft
die Ameise, die Feldmaus und den Maulwurf ruft.
Zum Errichten eines kleinen Hügels,
der ihn schützt und wärmt,
wenn eine Horde Räuber bei den anderen,
reich geschmückten Gräbern lärmt.
Doch haltet fern den Wolf, der Feind des Menschen ist,
damit er nicht die Erde wieder aufreißt und ihn frisst.

A Dirge von John Webster

1

Als er im Frühsommer des Jahres 1921 abermals nach Flandern fuhr, wusste er, er käme nie wieder an diesen Ort zurück. Denn nach fast vier Jahren hatte er schließlich akzeptiert, dass sie nicht mehr am Leben war.

Langsam fuhr er von Paris über die staubige, pappelgesäumte Straße nach Amiens. Da seine gesamte Habe bereits auf dem Weg nach London war, bestand sein Gepäck nur noch aus einer abgewetzten Ledertasche, in der sich ein paar frische Hemden, Unterwäsche und zwei Paar Socken befanden. Er fühlte sich eigenartig frei, als hätte er die Vergangenheit endlich hinter sich gelassen und die Geister besiegt, die ihn jahrelang gequält hatten. In Amiens warteten vor dem Café Flor Busse auf Touristen, die sich die Schützengräben an der Somme ansehen wollten. Er bestellte ein belegtes Brot und ein Glas Wein und verfolgte, wie die Leute – hauptsächlich Amerikaner und Engländer mittleren Alters – mit ihren Kameras und Ferngläsern in die Busse stiegen. Früher hatte ihn der Anblick dieser Menschen immer sehr aufgewühlt, aber jetzt war es ihm egal. Sie waren einfach auf dem Weg zu einer Touristenattraktion, die sich für sie in nichts von anderen geschichtlichen Überbleibseln unterschied.

Aber kaum jemand wusste so gut wie er, dass das nicht stimmte. Beinahe vom ersten Tag an hatte er den Krieg hautnah miterlebt. Der Chicagoer *Express* hatte seinen unbedeutenden, gerade einmal dreiundzwanzigjährigen Theaterrezen-

senten einzig deswegen als Kriegsberichterstatter ausgewählt, weil er sich zufällig in Europa aufhielt, als im Sommer 1914 die deutsche Armee in Belgien einfiel. Der Herausgeber der Zeitung hätte auch einen erfahreneren Journalisten schicken können, aber er hatte geglaubt, der Krieg sei nach spätestens drei Monaten vorbei, und es, ganz nebenbei, als Vorteil angesehen, dass Martin Rilke, der gerade in England Urlaub machte, des Französischen und Deutschen mächtig war.

Er nahm die Straße nach Albert, weiter nach Arras und über die Hügelkette von Vimy bis nach Béthune. Hier und da lagen noch immer verrosteter Stacheldraht oder ausgebrannte Panzerhülsen herum, die jedoch nicht mehr in faul stinkendem Schlamm, sondern unter grasbewachsenen Erdhügeln begraben waren. Auch die von Granaten zersplitterten Baumstümpfe hatten die Waldbesitzer längst durch neue Setzlinge ersetzt. Gras, Unkraut und junge Bäume überdeckten die Orte, an denen eine Generation von jungen Männern abgeschlachtet worden war.

Im Hotel Gaillard in Hazebrouck kannte man ihn. Mindestens dreimal im Jahr reiste er an und blieb immer ein paar Tage. Dabei war Hazebrouck bei Reisenden nicht sonderlich beliebt. Hier machte man lediglich kurz Rast auf dem Weg nach Dünkirchen oder Calais. Zwar war die kleine Stadt von Bombardierungen verschont geblieben, aber Abertausende Soldaten waren auf dem Weg von Saint Omer zur Front hier durchmarschiert. Was hatte der Bürgermeister noch einmal gesagt, als er hilflos in dem zerstörten Garten seines Hotels gestanden hatte? »Stiefel und die Räder der Kanonen haben uns zermalmt.« Ganz zu schweigen von den Pferden und den Bergen an Granaten und Versorgungsgütern, die längst verschwunden, deren Abdrücke jedoch tief in die zerstörte, kahle Landschaft eingegraben waren.

Von Hazebrouck gelangte man über die Hügel von Mesines nach Belgien und Westflandern, dessen gepeinigte Erde immer noch nach Tod und verrostetem Eisen stank. Vorbei an den verdammten Dörfern, deren Namen seit dem Krieg wie Grabgesänge klangen – Wyttschaete und Hollebeke, Langemarck und Passchendaele –, bis man die Mondlandschaft von Ypern vor sich sah.

Martin legte die Blumen am Fuß des Kreuzes ab, strich über die schwarzen Buchstaben und wischte vorsichtig den Staub von ihrem Namen ab. Ivy Thaxton Rilke, die beim Sanitätskorps der Armee gewesen und im Alter von nur zwanzig Jahren durch eine Granate umgekommen war.

»Sie haben sie gekannt?«

Martin blickte auf. Ein älterer Engländer in einem gut geschnittenen Tweedanzug stand auf dem Kiesweg hinter ihm und stützte sich auf seinen Stock. »Sie war meine Frau.«

»Ah.« Der Mann stieß einen Seufzer aus, als hätte sich ein großes Rätsel für ihn aufgeklärt. »Ich bin schon häufig hier vorbeigekommen und habe mich jedes Mal gefragt, wer sie wohl war. Denn, wissen Sie, hier findet man kaum Frauen. Meine beiden Söhne liegen ein Stückchen den Weg hinab. John und Hubert.«

»Tut mir leid.«

»Um diese Jahreszeit ist es hier wunderschön. Und die Bäume gedeihen wirklich prächtig. Sind Sie öfter hier?«

»Drei-, viermal im Jahr.«

»Ach tatsächlich? Seltsam, dass wir uns nicht vorher schon einmal begegnet sind. Ich versuche, jeden Monat einmal hier vorbeizuschauen. Ich lebe in der Nähe von Dover.«

Martin kehrte Ivys Grab den Rücken zu und trat von der sorgsam gestutzten Rasenfläche wieder auf den Weg.

»Heute komme ich zum letzten Mal«, erklärte er. »Inzwischen ist mir klar, dass sie gegangen ist.«

Der Engländer sah ihn mit einem leisen Lächeln an. »Sie meinen, dass sie verschwunden ist? Ich habe auch schon mit anderen gesprochen, die wie Sie empfinden, und deswegen nicht mehr kommen. Aber ich kann diesen Glauben irgendwie nicht teilen. Swinburne hat gesagt, der Tod sei ein Schlaf. Deshalb schlummern meine Söhne nur.«

Nein, sagte sich Martin, während er zurück zu seinem Wagen ging. Sie schlafen nicht, sie sind genauso tot wie meine Frau. Sie ruhen nicht nur sanft, sondern haben uns ein für alle Mal Lebewohl gesagt. Er hatte die Wirklichkeit des Krieges miterlebt und die Verbindung mit der Vergangenheit ein für alle Mal gekappt.

In Saint-Pol-sur-Mer ließ er den ächzenden Renault bei einem Freund, teilte ihm mit, er könne ihn behalten oder verkaufen, und ging an Bord des Dampfers, der von Dünkirchen nach Folkestone übersetzte. Er stellte sich ans Heck des kleinen Schiffs und verfolgte, wie die Küste Frankreichs mit dem Dunst über dem Meer verschmolz und langsam seinem Blick entschwand. Ein Teil von seinem Leben blieb zurück. Ein Abschnitt war vorüber, und er brach zu neuen Ufern auf.

Er war dreißig, mittelgroß und von kräftiger Gestalt. Sein flachsblondes Haar hatte er unordentlich in der Mitte gescheitelt, und sein ovales, kantiges Gesicht konnte man nicht als hübsch bezeichnen, weil sein Mund etwas zu breit und seine schmale Nase eine Spur zu lang geraten war. In seinen leuchtend blauen Augen allerdings lag stets ein gut gelauntes Funkeln, was für einen Menschen, der das Grauen der Welt aus nächster Nähe hatte miterleben müssen, ungewöhnlich war.

Er trank einen Whiskey Soda in der Bahnhofskneipe, ehe

er um kurz nach drei den Zug nach London nahm. Es stieg kaum jemand ein, und in seinem Erste-Klasse-Abteil nahmen außer ihm nur noch zwei Passagiere Platz. Der ältere Vikar schlief auf der Stelle ein, und die dicke Frau, die einen Fuchspelz trug, nahm, vielleicht weil sie den Alkohol in seinem Atem roch, so weit entfernt wie möglich von ihm Platz. Da er vergessen hatte, eine Zeitung zu besorgen, blieb ihm nichts anderes übrig, als Tagebuch zu schreiben oder aus dem Fenster zu schauen und zu beobachten, wie die Landschaft der North Downs und des Kentish Weald an ihm vorüberzog. Doch das war durchaus lohnenswert. Denn England war im Juni wunderschön. Sonnenflecken fielen auf die Felder und die Wälder, während ein sanfter Wind die über dem Meer hängenden Regenwolken Richtung Osten und landeinwärts trieb. An genau so einem Tag hatte er dieses Land zum ersten Mal gesehen. Und obwohl er und die Welt sich seit dem Sommer 1914 dramatisch verändert hatten, wirkte das ländliche England völlig unberührt von all den grauenhaften Dingen, die seither geschehen waren. Haine, Hecken, Heide und Wiesen, Schafe, die zufrieden auf den Feldern grasten, Kinder, die beim Brombeerpflücken innehielten und winkten. Doch diese ländliche Idylle war genauso trügerisch wie in Frankreich oder Deutschland. Die saftigen Weiden und die grünen Bäume, die spitzgiebeligen Häuser in den Städten und die strohgedeckten Hütten in den Dörfern suggerierten eine Fröhlichkeit und Unschuld, die für immer verschwunden war.

Martin wandte sich an die dicke Frau.

»Stört es Sie, wenn ich rauche?«

Sie sah ihn an und strich über den Kopf des Silberfuchses, der ihn ebenfalls aus seinen schwarz glänzenden Augen anzublicken schien.

»Doch wohl keine widerliche Zigarette.«

»Nein, eine Havanna«, konnte Martin sie beruhigen. »Und die sind sehr mild.«

Die Frau nickte zustimmend. »Gegen eine feine Zigarre ist nichts einzuwenden.« Immer noch sah sie ihn an, während sie über den grinsenden Fuchskopf strich. »Ich dachte, Sie wären Deutscher. Wegen Ihrer blauen Augen und der blonden Haare.«

Er setzte ein höfliches Lächeln auf. »Ich bin Amerikaner, allerdings mit deutschen Vorfahren.«

»Oh«, sagte die Frau und blickte weg.

Er nahm einen Stift und ein Notizbuch aus der Tasche, zündete seine Zigarre an, lehnte sich auf seinem Sitz zurück und schrieb seine Gedanken stenographisch auf.

Montag, 20. Juni 1921

Beobachtungen und Gedanken. Im Zug von Folkestone nach London.

Ich frage mich, wie oft ich schon mit diesem Zug gefahren bin. Wie oft ich schon am Fenster Platz genommen und in meinem Tagebuch geschrieben habe. So oft, dass ich es nicht mehr zählen kann. Auf den Fahrten 1915 und 1916 waren die Abteile stets brechend voll mit Männern auf Heimaturlaub. Der Schlamm von Flandern klebte noch an ihren Stiefeln, und sie hatten den glasigen »Grabenblick«. Konnten ihr Glück beinahe nicht fassen. Konnten es kaum glauben, dass sie noch am Leben und nicht auf dem Weg in die Hölle waren.

»Ich dachte, Sie wären Deutscher.« Dieser hasserfüllte Blick, bevor ich fließend Englisch mit ihr sprach. Mit diesem Blick haben die Menschen mich während des Krieges oft bedacht. Weil ich statt einer Uniform einen normalen Anzug

trug. Und mich bissig gefragt, ob ich vielleicht gerade am Mittelmeer im Urlaub gewesen sei. Immer wenn ich ihnen sagte, dass ich Journalist sei, hat die Atmosphäre sich entspannt. Denn die Männer waren bestens informiert. Die meisten Kriegskorrespondenten haben sie aus gutem Grund gehasst, doch die Ehrlichkeit meiner Artikel haben sie geschätzt. Denn obwohl die hässlichsten Wahrheiten meist von der Zensur gestrichen worden waren, hatten sie die Kunst des Zwischen-den-Zeilen-Lesens im Verlauf des Krieges perfektioniert und wussten ganz genau, wovon ich schrieb.

»Ich dachte, Sie wären Deutscher.« Der Hass sitzt tief – und zwar nicht nur in England, sondern überall. »Ich dachte, Sie wären Franzose...« (Der Mann, der mir auf meiner Zugfahrt von Saarbrücken nach Berlin schräg gegenüber saß, hatte mich auf dem Bahnhof offenbar Französisch sprechen hören und war erst nach der Passkontrolle vor Verlassen der besetzten Zone aufgetaut.) »... ein verdammter Frosch.« Wir unterhielten uns auf Deutsch, und ich erklärte ihm, ich käme aus Chicago. Sei Deutsch-Amerikaner in zweiter Generation. »Ich habe einen Onkel in Milwaukee«, sagte er darauf. »Ihr Yankees habt die falsche Seite unterstützt. Das werdet ihr noch sehen.«

Wer weiß? Jacob Golden sagte immer, es gebe keine Helden mehr. Wir sind alle Schurken und besessen von dem Wunsch, die Zivilisation in Stücke zu zerhauen. Das einzige Tier auf Erden, das sein eigenes Nest beschmutzt und aus dem Schlachten eine Tugend macht.

Der Mann auf dem Friedhof hatte Mitgefühl mit mir. Das haben sein leises Lächeln und der Glanz in seinen Augen mir verraten. Der selbstgerechte Blick in dem Gesicht von Gläubigen, wenn man ihnen erklärt, dass man an Gott nicht länger glaubt. Doch ich gebe zu, ich musste meinen ganzen

Mut zusammennehmen, um dem Grab meiner geliebten Ivy endgültig den Rücken zu kehren. Es ist leichter, sich weiterhin an die Vergangenheit zu klammern. Einmal im Monat oder dreimal im Jahr die Menschen zu »besuchen«, die man doch nicht mehr besuchen kann. Wie der Mann aus Dover. Er besucht den Friedhof und verbringt den Tag mit seinen toten Söhnen, wie die Frau, die ich einmal auf einem kleinen Klappstuhl vor dem Grab ihres gefallenen Mannes sitzen sah. »Sie quasselt endlos vor sich hin«, erklärte mir der Friedhofswärter. »Kommt zweimal im Jahr aus London her und erzählt ihm alle Neuigkeiten der Familie. Manchmal werden sie ein bisschen seltsam, diese armen Seelen.« Sie klammern sich an die Vergangenheit, blenden die Realität aus und verlängern dadurch ihren Schmerz. Als säbele man sich ein Bein mit einem Taschenmesser ab, obwohl ein kurzer, glatter Schnitt mit einer scharfen Säge viel humaner ist.

Der Krieg ist viel zu schmerzlich, um ihn auch nur ansatzweise zu verstehen. Erst allmählich werden die Statistiken gedruckt. Eine Million Engländer und siebenundzwanzig Prozent aller jungen Franzosen wurden bei dem Gemetzel ausgelöscht. Die Zahl der Deutschen, Russen, Österreicher, Italiener, Türken, Serben kennt nur Gott allein. Und wer kann schon sagen, welchen Preis wir für den Frieden zahlen. Wie viele durch Hunger, Typhus, Grippe umgekommen sind? Aber eigentlich sind diese Zahlen bedeutungslos. Weil niemand sie begreifen kann. Und jede Ziffer stellt ein Menschenleben dar. Wie das von meiner schlanken, schwarzhaarigen Ivy mit den veilchenblauen Augen. Die sich einst nackt in meine Arme schmiegte und inzwischen nur noch eine Zahl auf einer Liste ist. Oder wie die Söhne dieses alten Mannes. John und Hubert. Was für Menschen waren sie? Was haben sie getan? Werden wir womöglich einmal alle spüren, dass

sie viel zu früh gestorben sind? Oder sind sie nur zwei Nummern und werden wie meine Frau einfach auf irgendeiner Liste abgehakt? 900.997 Namen, die es aufzuzeichnen gilt, weil jeder für ein ausgelöschtes Leben und das Schicksal eines Menschen steht.

Martin legte Buch und Stift zur Seite, setzte seine Brille ab und putzte sie mit seinem Taschentuch. Das Grün und Gold der ländlichen Umgebung wich dem rauchigen Grau der schwieligen Ränder Londons. Als er erneut nach seinem Tagebuch griff, fiel der Brief von Arnold Calthorpe heraus, der zwischen den Seiten gesteckt hatte. Ein Antwortschreiben war nicht nötig. Er dachte über den Inhalt nach.

Calthorpe & Crofts
Verleger
Bloomsbury Square
London

Lieber Martin,

ich vertraue darauf, dass Sie dieses Schreiben noch vor Ihrem Aufbruch in Paris erreichen wird. Jeremys und meine Glückwünsche zu Ihrem neuen Job. Wahrhaft beeindruckend. Ich wünschte mir, Sie hätten ihn bekommen, bevor der Umschlag für das Buch in Druck gegangen ist.

Wie wir letztes Jahr besprochen haben, Martin, ist Ein mörderisches Feld wahrscheinlich das beste Buch zum denkbar ungünstigsten Zeitpunkt. Das scheinen erste Rezensionen – oder eher ihr Fehlen – zu bestätigen. Nur die liberalsten, sozialistischen oder pazifistischen Blätter haben es bisher einer Besprechung für würdig befunden – und von ihnen

gibt es in Großbritannien nur noch eine Handvoll. Aber wir sind nicht enttäuscht, denn – wie ebenfalls bereits besprochen – wir wollen kein Geld mit diesem Buch verdienen, sondern sind so stolz darauf, es zu verlegen, wie Sie wahrscheinlich als Verfasser. Trotzdem müssen wir der Tatsache ins Auge sehen, dass sich Kritiker bemühen werden, dieses Buch und Sie in Misskredit zu bringen. Zum Beispiel durch eine Klage wegen der Enthüllung militärischer Geheimnisse. Deshalb legen Sie sich vielleicht schon mal eine passende Erwiderung zurecht – um die tausend Worte, warum Sie eine derart schonungslose Denkschrift verfasst haben. Eine Stellungnahme, die wir als Verlag an jede Tory-Zeitung schicken können, die Kritik an Ihnen übt. Sie müssen nicht sofort damit anfangen, da Sie ja sehr beschäftigt sind und sich noch »entwurzelt« fühlen. Kommen Sie einfach bei uns vorbei, wenn Sie sich eingerichtet haben, damit wir die Angelegenheit besprechen können.

*Mit freundlichen Grüßen
A. T. Calthorpe*

Er legte den Brief zurück in sein Notizbuch, nahm den Stift vom Sitz und fing erneut zu schreiben an.

Calthorpe. Ich kann wirklich nicht verstehen, dass er sich einbildet, einer Klage wegen der Enthüllungen in meinem Buch zu entgehen. Schließlich geht es um nichts anderes. Aber ich bin ja auch ein Junge aus Chicago, einer Stadt, in der der investigative Journalismus längst zu einer regelrechten Kunst erhoben worden ist.

Ich sehe dieses Buch als meine persönliche Katharsis an. Als Chance, meine Seele von der Galle zu befreien, die sich während all der Monate, in denen ich über die Friedenskon-

ferenzen in Versailles berichtet habe, in ihr angesammelt hat. Tag für Tag musste ich mit ansehen, wie man über die Kriegsbeute gefeilscht, die Kosten ausgerechnet und die Schuldigen ermittelt hat. Die Friedensstifter haben sich gezankt wie Winkeladvokaten bei der Regulierung eines Unfalls, ohne dass auch nur ein Mensch für all die Toten sprach, die entlang der alten Kampflinien begraben sind. Sie wurden höchstens ab und zu beiläufig in irgendwelche hochtrabenden Phrasen eingeflochten – »Die ruhmreichen Toten...«, »Nicht vergebens...«, »Helden, die für die Rettung der Demokratie« oder »für die Beendigung sämtlicher Kriege gefallen sind«. Nichtsdestotrotz liegen Millionen, die man auch sofort nach der Geburt hätte umbringen können, weil ihr Kampf vergeblich war, auf den alten Schlachtfeldern und Friedhöfen herum.

Eine Beobachtung durchs Fenster. Reihen dunkler Backsteinhäuser und am Rand der Bahngleise eine Fabrik, vor deren verschlossenen Toren Dutzende von Männern stehen. »Wir verzichten nicht auf einen Penny unseres Lohns«, lese ich auf den Plakaten, die sie in die Höhe halten. Ein Szenarium, das alles andere als idyllisch, aber typisch für das Nachkriegsengland ist. Streiks über Streiks, während über eine Million Männer ohne Arbeit sind. Die Streikposten sehen schlecht genährt und schäbig aus. Wie viele dieser Männer sind wohl aus dem Krieg zurückgekommen und haben an das Versprechen von Lloyd George geglaubt, dass ihre Heimat ein Land ist, »in dem ein Held gut leben kann?«

So viel dazu.

Joe Johnson, Chefredakteur des Londoner Büros der *International News Agency*, wartete am Bahnhof Charing Cross auf ihn. Ketterrauchend und nervös stapfte er den Bahnsteig auf und ab und grinste vor Erleichterung, als Martin aus dem Zug stieg.

»Mein Gott, allmählich hatte ich schon Angst, Sie würden gar nicht kommen.«

»Wie Sie sehen, hier bin ich«, sagte Martin.

Johnson sah auf seine Uhr. »Kingsford richtet im Café Royal eine Cocktailparty für Sie aus. Damit jeder den neuen Boss kennen lernen kann. Wenn Sie nicht erschienen wären ...« Die möglichen Folgen ließ er unerwähnt. »Sie haben ungefähr anderthalb Stunden Zeit. Haben Sie noch andere Kleider dabei? Sie sehen aus, als hätten Sie in diesem Anzug auf freiem Feld campiert.«

»Ich beziehe eine Wohnung in Soho. Meine Koffer müssten dort schon angekommen sein. Keine Angst, ich habe nicht die Absicht, mich oder den ehrenwerten Kingsford zu blamieren.«

»Es sind alle eingeladen. Fünfzig, sechzig Leute. Tja, Marty, Sie haben es ganz schön weit gebracht. Aber das haben Sie sich auch verdient.«

»Danke, Joe. Trotzdem hätte man den Posten Ihnen geben sollen.«

»Gott bewahre. Ich bekomme auch schon so genügend Mitteilungen von Kingsford geschickt. Leiter des europäischen Büros. Meine Güte. Ich will Ihnen die Wahrheit sagen, Marty. Lou hat sich am Schluss um den Verstand gesoffen, weil der gute Kingsford praktisch ohne Pause irgendwelche Telegramme auf ihn abgefeuert hat. Und jetzt wird Ihnen dieses Glück zuteil. Ich weiß nicht, ob ich Ihnen dafür auf den Rücken klopfen oder Ihnen kondolieren soll.«

»Mit Kingsford komme ich schon klar. Schließlich habe ich mich nicht um diesen Job beworben, sondern er hat ihn mir angedient. Ich leite das Büro auf meine Art, und er kann in New York bleiben und Telegramme schicken, wie er will, nur eben nicht an mich.«

Joe Johnson sah ihn zweifelnd an. »Nun, wir werden sehen. Vielleicht sind Sie ja zäher, als Sie aussehen.«

»Worauf Sie sich verlassen können, Joe. Denn ich werde mit dem Alter ganz bestimmt nicht weicher.«

Mühsam quetschte er sich in den kleinen Austin des älteren Mannes, und kaum hatte er die Tür geschlossen, schossen sie bereits Pall Mall und die Regent Street hinauf nach Soho.

»Lower James Street«, sagte Martin und zuckte zusammen, als vor ihnen ein Fußgänger über die Straße rannte, weil er einen Bus bekommen wollte. »Halten Sie am besten direkt vor dem Restaurant Velletri an.«

»Soll ich auf Sie warten?«

»Nein, schon gut. Von dort bis zum Café Royal ist es nicht weit. Ich ziehe mich schnell um und gehe das Stück zu Fuß.«

»Geraten Sie ja nicht auf Abwege«, sagte Johnson düster. »Sonst lässt sich Kingsford meinen Kopf auf einem silbernen Tablett servieren.«

Die geräumige Sechs-Zimmer-Wohnung hatte Jacob Golden sich nach seinem Rauswurf aus dem angesehenen Balliol College 1911 gekauft. Hatte sie sich selbst geschenkt, weil er zwei Jahre lang der Schrecken aller Professoren gewesen war. Im Erdgeschoss des zweistöckigen Hauses hatte sich damals ein ungarisches Restaurant befunden, aber während des Krieges hatte man den Eigentümer, seine Köche und die Kellner in ein Internierungslager verfrachtet, woraufhin die Gaststätte von Italienern übernommen worden war.

»Ah! Signor Rilke!« Marco Velletri, Besitzer und gleichzeitig Chefkoch, empfing Martin mit einer Umarmung und einem aufgrund des Knoblauchs, den er ständig aß, würzigen Wangenkuss. »Es ist schon – ach, ich weiß nicht – viel zu lange her, nicht wahr?«

»Über drei Jahre, Marco.« Martin nahm seinerseits den Italiener in den Arm. »Hat Signor Golden seinen Wohnungsschlüssel für mich hinterlegt?«

Wie versprochen, hatte Jacob seinen Schlüssel bei den Italienern abgegeben. Und auch Martins Koffer und die Bücherkisten waren aus Paris gekommen und im Gästezimmer abgestellt worden. Am Spiegel über der Kommode hing ein Schreiben von Jacob.

Sonnabend

*Mein lieber Rilke,
willkommen zurück im guten, alten Großbritannien – auch wenn ich beim besten Willen nicht verstehe, wie man einen wirklich guten Posten in Paris aufgeben kann. Fühl dich wie zu Hause. In der Küche steht Champagner – kalt, falls Marco nicht vergessen hat, das Eis aufzufüllen. Ich bin auf dem Weg nach Mazedonien, um den Gründen für die Hungersnot dort nachzugehen. Ich soll umfassend Bericht erstatten, dabei habe ich den Jungs bereits erklärt, dass die Menschen meistens deswegen verhungern, weil es nichts zu essen gibt. Aber das reicht dem Völkerbund (dem beinahe alle angehören) natürlich nicht. Sie wollen jeden Bericht in vierfacher Ausführung auf offiziellen Formularen. Wie jedes Mal wird mein Bericht ein echtes Meisterwerk. Und wie jedes Mal wird man ihn sorgsam abheften und dann vergessen, während die Bevölkerung von Mazedonien sich weiterhin von Dreck und Stroh ernährt. Vielleicht merkst du das einmal in deiner Zeitung an.*

*Wie stets,
dein treuer Diener
Jacob*

Martin blieb nur Zeit, um frische Kleider aus dem Schrankkoffer zu nehmen, kurz zu baden und nach einer eiligen Rasur in einem Fach des Koffers in letzter Minute nach seinem zweiten schwarzen Schuh zu suchen. Als er unter einem Haufen Socken auf Ivys Foto stieß, stellte er es ordentlich auf die Kommode. Dann machte er sich auf den Weg.

Für die Cocktailparty hatte seine Agentur den Chelsea Room im dritten Stock des Cafés gebucht, einen großzügig mit Gold und rotem Plüsch ausgestatteten Saal mit Blick über die Regent Street. Die Party war bereits in vollem Gang, als Martin kam, und das Streichquartett in der Ecke wurde vom Gewirr der Stimmen und dem Klirren unzähliger Gläser übertönt. Als Scott Kingsford ihn entdeckte, drängte er sich durch die Menge.

Wie er selbst als Erster zugegeben hätte, war er mehr Geschäftsmann als Reporter, und in nur zehn Jahren hatte er die *International News Agency* zum zweitgrößten Nachrichtenanbieter der Welt gemacht. Er hatte einen Riecher, was Zeitungen kauften und was ein normaler Mensch gerne las. Dieser Riecher hatte ihn bereits als Fünfundvierzigjährigen zum Millionär gemacht, doch statt sich auf seinen Lorbeeren auszuruhen, wollte er die *INA* zur größten Agentur machen und war willens, dafür das erforderliche Geld zu investieren. Er heuerte die besten Leute an, experimentierte mit verschiedenen neuen Formen der Berichterstattung und -verbreitung und versuchte momentan sein Glück mit drahtloser Datenübertragung, wie sie Guglielmo Marconi zum ersten Mal gelungen war. Für die Europäer war der Mann der Inbegriff des ungestümen, ungeschliffenen Neue-Welt-Bürgers, ein Image, das er gerne und ohne große Mühe aufrechterhielt.

»Martin«, brüllte er und stapfte auf ihn zu. »Dies ist Ihre

Party, Junge. Holen Sie sich einen Drink, dann mache ich Sie mit den anderen bekannt.«

Er war stolz auf Martin Rilke. Stolz darauf, dass er als Chef des europäischen Büros jemanden hatte engagieren können, dem bereits der angesehene Pulitzer-Preis verliehen worden war. Er stellte Martin erst dem Personal des Londoner Büros und dann den vielen geladenen, britischen Journalisten vor. Diese Mühe hätte er sich sparen können, weil die meisten Leute Martin schon kannten. Trotzdem führte Kingston ihn mit stolzgeschwellter Brust herum und steuerte dann eine halbwegs ruhige Ecke an.

»Verdammt, Sie wissen gar nicht, wie sehr ich mich freue. Ein Martin Rilke hat dem Laden in Europa einfach noch gefehlt.«

Martin trank einen Schluck Scotch. »Was genau soll denn ein ›Martin Rilke‹ sein?«

»Verflucht, mir gegenüber brauchen Sie Ihr Licht nicht unter den Scheffel zu stellen. Ein Martin Rilke ist, verdammt noch mal, der beste Journalist, der mir jemals begegnet ist.« Er kippte seinen Gin-Cocktail herunter und bedeutete dem Barman, ihm noch einmal nachzufüllen. »Sie haben hier drüben völlig freie Hand, Marty. Vor meiner Rückkehr nach New York kann ich Ihnen das noch schriftlich geben, wenn Sie wollen. Es gibt nur eine Sache, die ich Ihnen sagen will. Ich liebe Ausgewogenheit. Verstehen Sie, was ich damit sagen will? Die Verleger in den Staaten sind die grauenhaften Nachrichten aus diesem Teil der Welt leid. Während des Krieges gab es davon mehr als genug, und danach kam das Theater in Versailles und mit Wilson und dem Völkerbund. Harding wurde einzig deswegen gewählt, weil er diesen Unsinn von der Rückkehr zur Normalität von sich gegeben hat, denn genauso ist die Stimmung in den USA im Augenblick. Natürlich wollen die Leute

wissen, wie die Dinge in Europa stehen, aber sie wollen nicht nur deprimierende Sachen lesen. Achten Sie also auf Ausgewogenheit. Die Leute interessieren sich auch für das Geschehen in den Pariser Cafés, für die neue Herbstmode und so.«

»Verstehe.«

»Es heißt, dass Sie ein Journalist mit Tiefgang sind, und natürlich erwarte ich auch Artikel über die Geschehnisse in Deutschland und Italien und ... ach, verdammt, ich nehme an, Sie wissen, was ich meine. Aber achten Sie darauf, dass Ihre Leute auch Berichte über die banalen Dinge schreiben, und vor allem bringen Sie die Bild- und Sportressorts auf Vordermann. Und stellen Sie in der Reisedredaktion zusätzliche Leute ein. Die unzähligen Yankees, die nach Europa kommen, wollen wissen, wo man gut und günstig essen oder übernachten kann und welche Orte man hier in Europa unbedingt gesehen haben muss.«

Kingsfords Wünsche überraschten Martin nicht. Denn das bunte Potpourri an Nachrichten der *INA* war das Geheimnis ihres Erfolgs, und er brauchte sich nicht selbst mit den banalen Themen zu befassen, sondern nur dafür zu sorgen, dass von seinen Redakteuren eine ausreichende Menge seichter Berichte kam. Als Leiter des Büros konnte er schreiben, was er wollte, und musste niemanden von der Finanzierung der Recherchen überzeugen. Nach sieben Jahren als Journalist für vier verschiedene Zeitungen und zwei Nachrichtenagenturen war er jetzt mit einem Mal der Chef. Der Mann, der das Sagen hatte und der niemand anderem mehr Rechenschaft ablegen musste.

Nach seinem dritten Drink überkam Martin ein Gefühl der Euphorie, und als Kingsford ihm am Schluss der Cocktailparty vorschlug, noch einen Absacker in einem Nachtclub in Soho zu nehmen, stimmte er ihm freudig zu. Anders als

die meisten war er nicht der Ansicht, dass man einiges vertragen musste, um ein guter Journalist zu sein, aber dieses Mal machte er eine Ausnahme.

»Zum Teufel mit Dora« hatte jemand an eine Häuserwand in der Old Compton Road geschmiert. Doch mit Dora war nicht eine Frau gemeint, sondern der Defense of the Realm Act, das Gesetz zur Verteidigung des Reichs, das seit seinem Inkrafttreten im Jahre 1914 immer noch nicht wieder aufgehoben worden war. Unter anderem wurde darin festgelegt, wann der Verkauf von Alkohol gestattet war – das hieß, dass die Kneipen zeitig schließen mussten und dass danach der Genuss von alkoholischen Getränken nicht erlaubt war. Gemächlich schlenderte ein Polizist an der Schmiererei vorbei. Mit hinter dem Rücken verschränkten Händen und so gleichgültiger Miene, dass es schon wieder verdächtig war.

Kingsford bat den Taxifahrer: »Halten Sie kurz an. Ich weiß, dass das Lokal irgendwo hier in der Nähe ist.«

Der Fahrer spuckte aus dem Fenster. »Tja, Guv'nor, diese Kneipen ziehen ständig um. Sind heute hier und morgen dort. Die Polizei hält die Betreiber ordentlich auf Trab. Aber falls es Sie interessiert: Ich kenne einen Club drüben in der Gerard Street, in dem es bisher noch keine Razzia gab.«

»In Ordnung.« Seufzend lehnte Kingsford sich auf seinem Sitz zurück. »Verdammt, das ist genauso lächerlich wie die Prohibition. Dieser ganze Quatsch, dass man ab halb elf abends nichts mehr trinken soll. Die einzige Wirkung ist, dass es den Wunsch des Mannes, eine Sünde zu begehen, noch verstärkt.«

Und tatsächlich gaben unzählige Menschen diesem sündigen Verlangen nach. Links und rechts der Gerard Street standen Rolls-Royce- und Daimlerlimousinen, deren Fahrer auf dem Bürgersteig rauchten und sich unterhielten, bis die Herrschaft wiederkam. In dem kleinen, unauffälligen Gebäude –

einem alten Wohnheim – drängten sich nicht mehr die Obdachlosen, sondern Frackträger neben juwelenbehangenen Frauen in langen Kleidern, die man durch den blauen wabernenden Tabakdunst nur verschwommen sah. Auf einem kleinen Podium am Rand des größten Raums spielten vier schwarze Smokingträger Jazz, und zu den Klängen von Kornett, Posaune, Bass und Schlagzeug wiegten sich auf einer kleinen Tanzfläche zwischen den runden Tischen ein paar Paare sanft im Rhythmus der Musik.

Es war heiß und laut, und entschlossen bahnten Martin und der große Kingsford sich einen Weg durch das Gedränge bis zur Bar. Sie bestellten zwei Martini-Cocktails, und während einer der drei Männer in den weißen Affenjacken die Getränke mixte, brüllte Kingsford gut gelaunt: »Man fühlt sich mehr wie in Paris als in London. Allerdings bekommt man in Paris den Gin mit Eis serviert.«

Eine junge Dame, deren Brüste praktisch aus dem Ausschnitt ihres dünnen Seidenkleides quollen, schob sich dicht an ihn heran, und als sie auf ihre Zigarette zeigte, zückte er ein dickes, goldenes Feuerzeug und verfolgte grinsend, wie sie sich mit aufreizendem Hüftschwung wieder durch die Menge drängte.

»Ein typisches Charleston-Mädchen«, meinte er. »Das wäre sicher eine Story wert, Martin. Die neue Sexualmoral. Wie leicht man seit Ende des Krieges die Mädchen in die Kiste kriegt. Die wilde Jugend in den Amüsierlokalen von London und Paris. Sex verkauft sich heutzutage gut. Aber es darf natürlich nicht geschmacklos werden, Sie verstehen.«

Die Rauchschwaden wurden noch dichter, die Musik noch lauter, und nachdem die Vorstellungen in den zahlreichen Theatern der Umgebung offenbar vorüber waren, nahm die Zahl der Besucher in dem Club weiter zu.

Man fand kaum noch Platz, um sein Glas an den Mund zu heben, und Kingsford bellte: »Zur Hölle mit dem Loch. Los, Martin, lassen Sie uns gehen.«

Als sie sich zum Gehen wandten, schlang das Mädchen in dem Seidenkleid, das sich in der Zwischenzeit ein halbes Dutzend Mal von Kingsford Feuer hatte geben lassen, einen Arm um seine Taille, und er nahm sie einfach mit. Nachdem er ihr ins Taxi geholfen hatte, hielt er Martin die Tür auf.

»Wir fahren ins Savoy. Vielleicht kann sie ja unterwegs noch eine Freundin einsammeln.«

»Ich bin vollkkommen erledigt und habe morgen einen anstrengenden Tag.«

Kingsford zuckte mit den Achseln. »Wie Sie wollen. Ich schreibe anderen niemals vor, was sie abends zu tun oder zu lassen haben.« Er reichte ihm die Hand. »Schlagen Sie ein, Junge. Denn ich verlasse mich auf Sie. Ich fahre morgen nach dem Frühstück nach Southampton, und sobald ich wieder in New York bin, schicke ich Ihnen die Sachen zu, von denen ich gesprochen habe. Gehen Sie sie durch, und sagen Sie mir, was Sie davon halten.«

Damit stieg er ein, und rumpelnd setzte sich das Taxi Richtung Charing Cross Road in Bewegung.

»Gott, was für ein Abend«, seufzte Martin. Es fing an zu regnen, und ein Stück vor ihm drängten sich ein paar freie Taxis, doch er ignorierte sie, klappte den Kragen seines Mantels hoch und marschierte los.

Kingsfords laute, ordinäre Art hatte ihn sehr angestrengt, aber der Mann war ein Genie, und deshalb würde es wahrscheinlich wirklich aufregend, für ihn zu arbeiten. Obwohl sie sich aufgrund des Höllenlärms im Club nicht richtig hatten unterhalten können, hatte Kingsford mit dem, was er ihm ins Ohr geschrien hatte, seine Neugierde geweckt. Die draht-

lose Datenübermittlung war offenbar sein neuestes Steckenpferd. Und Kingsford träumte nicht nur von der Übertragung aktueller Nachrichten aus Rom, Paris oder Berlin nach London und der Weiterleitung nach New York, sondern auch von der papier- und drahtlosen Verbreitung dieser Nachrichten an die Million Amerikaner, die mit Kopfhörern und Quarzempfängern ausgestattet waren. Er war bereit, Millionen in das Vorhaben zu investieren, und hatte beiläufig erwähnt, dass sich eines Tages jede Menge Geld mit einem Radionetzwerk verdienen ließ. Martin hatte keine Ahnung, wie das gehen sollte, aber das war Kingsfords und nicht sein Problem.

Als er in die Wohnung kam, war er bis auf die Haut durchnässt. Er zog seine Kleider aus und einen Morgenmantel an und ging in die Küche, auf der Suche nach etwas zu essen. Von unten stieg ihm ein schwacher, verführerischer Duft in die Nase. Obwohl das Restaurant längst geschlossen war, roch es nach *pollo cacciatore* und Kalbfleisch florentiner Art. Der Geruch von Marcos erlesenen Speisen hatte Jacob gewiss aus dem Gleichgewicht gebracht, während er an seinem Schreibtisch saß und über fürchterliche Hungerkatastrophen schrieb.

In der Eistruhe fanden sich zehn Flaschen Champagner und eine kleine Dose Kaviar. Er zog eine Flasche heraus, holte Räucherwurst und Käse aus der Speisekammer und Cracker aus dem Schrank und setzte sich mit seinem späten Abendessen auf sein Bett.

Von der Kommode schaute Ivys liebliches Gesicht ihn aus dem Silberrahmen an. Auf ihrem weich schimmernden, schwarzen Haar saß eine Schwesternhaube, und zu seinem Leidwesen blickte sie sehr ernst. Doch sie war es nicht gewohnt gewesen, fotografiert zu werden, und hatte nicht gewagt zu lächeln, als er sie gebeten hatte, sich ins Licht zu

stellen, das durch das Fenster fiel. Durch das Fenster dieses Zimmers. Das Datum hatte er am Rand notiert. 27. März 1917. Ihr letzter Nachmittag zusammen, ehe er nach Saloniki aufgebrochen war. Man hatte ihn zwar höflich, doch entschieden aufgefordert, England zu verlassen, weil er gegen die Regeln der DORA verstoßen hatte.

»Zum Teufel mit Dora.« Allerdings. Damals hatte er die Ausweisung als nicht so schlimm empfunden, weil der Krieg in Frankreich stattfand und er selbst dorthin zurückgehen würde, wenn der Auftrag im Mittleren Osten erledigt war. Und auch Ivy war in Frankreich, und sie hatten ja jede Menge Zeit. Sie konnte sich ein paar Tage Urlaub nehmen und ihn in Paris besuchen, um den Krieg vorübergehend zu vergessen. Doch diese Zeit war ihnen nicht mehr vergönnt gewesen.

Als er im September nach Paris gekommen war, hatte man ihm mitgeteilt, dass sie gestorben war. In einem Feldlazarett bei Passchendaele. Er trank einen Schluck Champagner und sah reglos auf das Bild.

Der Tod ist ein Schlaf? Oh, nein.

Die Büros der *INA* dehnten sich über zwei Stockwerke eines altehrwürdigen viktorianischen Gebäudes aus. Obwohl das Haus unweit der Fleet Street lag, hatte es ursprünglich keiner Zeitung, sondern ein paar Teehändlern gehört, und die Mahagoniwände und die Messingtürknaufe erinnerten an diese opulente Zeit. Das Messing war inzwischen grün, und die trockenen Mahagoniwände knarzten. In den langen, schmalen Räumen, wo in alten Zeiten Herren im Gehrock über Frachtbriefen gegrübelt oder Tee aus Indien gekostet hatten, hockten nun hemdsärmelige Männer über Schreibmaschinen oder rissen eilig Blätter aus einem der vielen pausenlos tickenden Fernschreiber. In den Räumen herrschten hoffnungslose Enge

und ständiges Chaos, und auch wenn das Haus, das direkt um die Ecke in der Fetter Lane errichtet wurde, das Problem löste, war es Aufgabe des neuen Bürochefs, gegen das Chaos vorzugehen.

Martin brauchte eine Woche, um das Durcheinander zu verstehen und dagegen anzugehen. Sein Vorgänger war zwar ein guter Journalist, aber mit der Verwaltung hatte er nichts am Hut gehabt. Deshalb setzte Martin fast ein Dutzend Leute in Schlüsselpositionen an die Luft und streckte seine Fühler bei diversen Zeitungen und anderen Agenturen nach geeigneteren Männern aus. Als Köder diente ihm Geld. Schließlich hatte ihm Scott Kingsford einen Blankoscheck erteilt.

»Sie machen Ihre Sache wirklich gut«, stellte Joe Johnson eines Abends fest, als er mit einer Flasche Scotch in der Tür seines Büros erschien. »Am siebten Tag war es vollbracht, und siehe da, die Wasser teilten sich.«

»Sie scheinen nicht besonders bibelfest zu sein.«

»Ich lese nie etwas, was meine Seele – oder meinen Geist – erhöhen soll.« Er schenkte Whiskey in zwei Wassergläser ein. »Ich habe die National-League-Ergebnisse für Sie, frisch aus dem Fernschreiber. Die Cubs haben gegen Brooklyn verloren, vier zu zwei.«

»Verdammt.« Martin lehnte sich auf seinem Stuhl zurück und schwang seine Füße auf den Tisch. »Ist der Artikel über D'Annunzio aus Rom gekommen?«

»Nein, aber wir haben ein paar hundert Worte von Talbot aus Florenz. Ein kommunistischer Arbeiterführer wurde von den Faschisten abgeknallt. Sie haben ihn am helllichten Tag auf der Via San Georgio aus seinem Wagen gezerrt und ihm in den Kopf geschossen. Mussolini hat gegenüber der ausländischen Presse eine Erklärung abgegeben. Er sagte, Trotzki

habe den Mann bezahlt, dass er ein Kloster sprengt. Sie hätten die Bombe zusammen mit der schriftlichen Anweisung in Russisch, die Nonnen hochgehen zu lassen, im Wageninneren entdeckt. Das ist ungefähr der zehnte Mord, den es in den letzten beiden Wochen in Florenz gegeben hat.«

Martin nippte nachdenklich an seinem Drink. »Vier zu zwei, sagen Sie? Und wer hat die Treffer für die Dodgers erzielt?«

»Flanagan. Giffrow ist für Chicago gelaufen, wurde aber beim sechsten Mal erwischt, und sie haben zwei Home-Runs in Folge hingelegt. Was ist jetzt mit dem Mord an diesem Itaker?«

»Infolge der Roten Angst und der Palmer-Razzien würden allzu viele Leute in den USA Beifall klatschen, weil ein Kommunist erschossen worden ist. Wir machen im Namen von Mussolini ganz bestimmt keine Propaganda. Deshalb lassen Sie den Unsinn über Trotzki und die Nonnen weg und hängen die Geschichte an Kermits Artikel über die anhaltende Gewalt in Italien an.«

Johnson nickte und betrachtete stirnrunzelnd seinen Drink. »Ich habe es bisher noch nicht erwähnt, aber ich habe Ihr Buch gelesen. Es ist zwar ziemlich dünn, hat jedoch eine ungeheure Durchschlagskraft. Sie haben sich wie ein Terrier auf die hohen Tiere gestürzt.«

»Und was sagen Sie als Redakteur dazu?«

»Oh, Sie haben einen kühlen, klaren Stil. Kein bisschen überdreht. Nutzen die Mittel des Understatements und der Ironie perfekt. Wie ein blitzsauberer linker Haken gegen den Kiefer des Establishments. Ein gezielter Angriff. Wirklich clever, wie Sie dieses fürchterliche Chaos darstellen.«

»Danke.«

»Nichts zu danken. Sie haben mich nach meiner Meinung

als Redakteur gefragt. Wenn Sie hätten wissen wollen, was ich als Freund dazu zu sagen habe, hätte ich erklärt, dass Sie in ein Wespennest gestochen haben. Eine äußerst ungünstige Zeit für eine derartige Abrechnung mit diesem Krieg. Mein Gott, Sie heben immer noch zahlreiche Gräber für die unzähligen Toten aus, und die Stimmung ist in manchen Kreisen unglaublich gereizt.«

»Das heißt?«

»Die Nerven liegen blank, und sie versuchen, ihren erheblich angeschlagenen Ruf zu schützen.« Er zog ein Papier aus seiner Tasche und warf es vor Martin auf den Tisch. »Ein Typ, mit dem ich manchmal einen trinken gehe, arbeitet für die *Times*. Das ist die Kopie von einem Brief, der morgen dort erscheinen wird. Die Gewehre sind geladen und entsichert, Marty, und man richtet sie auf Sie.«

Martin nahm seine Füße vom Schreibtisch und faltete den Zettel auseinander. Unterschrieben war der Brief von Generalmajor Sir Bertram Dundas Sparrowfield, Träger des Ordens für hervorragende Dienste, D. S. O. und des Ordens vom Heiligen Michael und George, K. C. M. G. (pensioniert), die Adresse lautete The Willows, Arbury, Hants. Eilig überflog Martin den Text.

Ein mörderisches Feld von Mr. Martin Rilke... ein abscheuliches, bösertiges Sammelsurium von Halbwahrheiten und widerlichen Spekulationen, das von einem unverschämten Dilettanten ohne jede militärische Erfahrung zusammengeschustert worden ist... im Gegensatz zu unseren britischen Kriegsberichterstatlern, von denen die meisten als Offiziere in der Armee gedient haben, bevor sie sich dem wahrheitsgetreuen und verantwortungsbewussten Journalismus zugewendet haben, ist Mr. Rilke, ein Deutsch-Amerikaner aus

Chicago, ein oberflächlicher Reporter, der von der Kunst der Kriegsführung genauso wenig Ahnung wie die Schreiberlinge aus der Fleet Street hat ... Mr. Rilke wurde die Akkreditierung bereits 1917 von unserer Regierung wegen des Verfassens eines Anti-Kriegs-Traktats entzogen, das unseren deutschen Feinden sicher Trost gespendet hat ...

Martin warf den Zettel fort. »Das klingt gar nicht nach dem General. Ich habe ihn während des Krieges ein paarmal gesprochen, und da hat er kaum fünf zusammenhängende Worte herausgebracht. Ich wage also zu bezweifeln, dass er, selbst wenn man ihm drohen würde, ihn zu foltern, sagen könnte, was genau er überhaupt mit diesem Schrieb zum Ausdruck bringen will.«

»Nun, kann sein, dass er den Brief nicht selbst geschrieben hat, aber er hat ihn auf jeden Fall mit seiner Unterschrift versehen.«

»Davon bin ich überzeugt – und sie haben auch wirklich nichts ausgelassen. Deutsch-Amerikaner, oberflächlicher Reporter im Gegensatz zu den anderen verantwortungsbewussten Journalisten. Der Entzug meiner Akkreditierung während des Krieges, Trost für die deutschen Feinde. Dieser Brief ist eine sorgsam formulierte Schmiererei.«

»Und was werden Sie dagegen unternehmen?«

Martin zuckte mit den Schultern und nahm die Zigarrenkiste. »Ich nehme an, ich sollte dieses Schreiben einfach ignorieren. Denn was kann ich schon dagegen tun? Vielleicht selber einen Brief verfassen und das Buch verteidigen? Nichts würde die Apologeten dieses Krieges jemals davon überzeugen, dass ich recht habe und dieser General im Irrtum ist. Aber wie dem auch sei, ich treffe mich morgen mit meinen Verlegern, und dann werde ich sie fragen, was ich machen soll.«

Johnson trank den Rest von seinem Whiskey und stand auf. »Zurück an die Arbeit. Ich muss noch einen Text aus Saloniki redigieren. Dort schlachten sich die Türken und die Griechen gegenseitig unter den Olivenbäumen ab. Auf der Welt toben noch immer Kriege, weshalb also sollte sich, verdammt noch mal, noch irgendjemand für den letzten Krieg interessieren?«

Der winzige Verlag Calthorpe & Crofts war vor Beginn des Krieges gegründet worden, um die Arbeiten avantgardistischer Autoren und experimenteller Dichter zu verlegen. Doch mit den typischen überambitionierten unreifen Erstlingswerken hatten sie sich nicht abgegeben, sondern über ein Dutzend Bücher herausgebracht, die zwar kritisch, aber einträglich gewesen waren. *Ein mörderisches Feld* war das erste Sachbuch des Verlags. Jeremy Crofts wollte erst nicht ein Buch veröffentlichen, das kein anderes Verlagshaus in London hatte haben wollen, aber Arnold Calthorpe hatte ihn letztendlich überzeugt. Calthorpe empfand die Herausgabe des dünnen Büchleins als so etwas wie eine heilige Pflicht. Anders als sein Partner, der auf einem Auge blind und deshalb für den Militärdienst untauglich gewesen war, hatte Arnold Calthorpe sich, obwohl bereits fünfunddreißig, 1914 in einer Anwendung von patriotischer Leidenschaft zum Militär gemeldet und drei Jahre lang als Hauptmann bei der leichten Infanterie die Grabenkämpfe miterlebt. Die Erfahrung hatte ihm chronisches Rheuma und eine leuchtend rote, quer über das Gesicht verlaufende Narbe beschert. Der Krieg erfüllte ihn mit einem abgrundtiefen Zorn, die meisten seiner Freunde waren nicht zurückgekommen.

»Nun«, erklärte er und starrte auf den Bloomsbury Square hinaus. »Wir waren uns sicher, dass einige Militärfossile Briefe an die Zeitungen des Landes schreiben würden. Dieses

Schreiben kommt also alles andere als überraschend.« Es fing wieder an zu regnen, und der aufkommende Wind rüttelte am Fenster. Calthorpe rieb die schmerzenden Gelenke seiner Finger und wandte sich wieder Martin zu. »Wird bestimmt wieder ein scheußlicher Sommer. Wäre ich nur halbwegs bei Verstand, würde ich meine Sachen packen und nach Kalifornien ziehen.«

Martin, der in einem Ledersessel saß, blickte ihn lächelnd an. »Kinofilme und Orangenbäume wären wohl kaum Ihr Stil, Arnold.«

Seufzend lehnte Calthorpe sich gegen seinen Schreibtisch und nahm eine Zigarettendose. »Wie wäre es mit einem Glimmstängel?«

»Nein, danke. Ich rauche nur Zigarren.«

»Dieses Laster teilen Sie mit Jeremy. Er hat ein paar gute drüben in seinem Büro. Ich kann Ihnen gerne eine holen, wenn Sie wollen.«

»Machen Sie sich keine Mühe. Ich habe meine eigenen Rauchwaren dabei.«

Der Verleger zündete sich seine Zigarette an, bevor er das noch nicht völlig verglühte Streichholz in den Papierkorb warf.

»Ich glaube nicht eine Sekunde, dass der General den Brief geschrieben hat. Sie sehen das gewiss genauso. Trotzdem bleibt die Tatsache bestehen, dass Ihr Buch nicht nur die Kriegsführung der Generäle in Bausch und Bogen verdammt, sondern sich auch über die Berichterstattung in den Zeitungen Großbritanniens lustig macht. Das muss gewissen Korrespondenten, die selbst Bücher über den Krieg geschrieben haben, furchtbar peinlich sein. Denn ihre Sicht unterscheidet sich so drastisch von Ihrer, dass man sich fragen muss, ob sie Beobachter desselben Krieges gewesen sind.«

»Das ist mir bewusst. Und ein, zwei Journalisten fallen mir auch sofort ein.«

»Ein paar Herausgeber von Zeitungen wahrscheinlich auch. Northcliffe und Lord Crewe...«

»Trotzdem muss doch jetzt so gut wie jeder in England die Wahrheit kennen. Die Männer, die in Frankreich waren, haben bestimmt erzählt, was dort passiert ist.«

»Ach ja? Mein lieber Rilke, die meisten der Männer, die aus der Armee entlassen worden sind, sprechen bis heute nicht über den Krieg, vor allem nicht mit Zivilisten. Sie machen diese schreckliche Erfahrung mit sich selber aus. Was ich durchaus verstehen kann. Weil ich genauso bin. Ich kann nicht über diese Dinge sprechen, nicht einmal mit meiner Frau. Oder wenn, dann nur sehr oberflächlich. Das Grauen, das ich dort erlebt habe, wäre wahrscheinlich für sie unerträglich. Sie schimpft immer mit mir, wenn ich bei der Fehlzündung eines Motorrads vor Schreck zusammenfahre – aber schließlich war sie auch niemals im Wald von Polygon Heckenschützen ausgesetzt.« Er hinterließ eine Spur aus Zigarettenasche auf dem Teppich, während er durchs Zimmer lief. »Es bringt die Generäle in Verlegenheit, mehr nicht, Rilke. Mehr nicht. *Ein mörderisches Feld* wird sicher nicht den Mob dazu bewegen, zornbebend die Fleet Street zu stürmen und die Hochburg der Tory-Presse niederzubrennen, aber es würde einigen gefallen, wenn es dazu käme und man Ihnen die Schuld für die Kra- walle in die Schuhe schieben könnte.«

»Dafür reicht das Schreiben eines Dummkopfes wie Sparrowfield bestimmt nicht aus.«

»Ich gebe zu, dass er ein Dummkopf ist, aber er hatte an der Somme das Kommando über eine Division, wurde für seine Verdienste im Burenkrieg geehrt und ist ein enger Freund von Feldmarschallen, Lords und anderen erhabenen Säulen

des Imperiums. Anders formuliert, mein Freund, er gäbe vor Gericht wahrscheinlich einen ausnehmend beeindruckenden Gegner ab.«

»Vor Gericht?«

»Kurz bevor Sie hier erschienen sind, kam ein Schreiben per Sonderpost hier an. Von einer Anwaltskanzlei in der Chancery Lane. Der General hat nämlich vor, Sie wegen Verleumdung zu verklagen.«

»Das ist einfach lächerlich. Jede Zeile meines Buchs entspricht dokumentierten Tatsachen.«

»Vielleicht, aber die Gesetze dieses Landes zur Verleumdung sind völlig veraltet, weshalb alles Mögliche passieren kann.«

Stille trat ein, und nur noch der Regen, der an die Fensterscheiben prasselte, und das leise Klappern einer Schreibmaschine irgendwo im Haus waren zu hören.

»Wie sehen Sie die Sache?«

Calthorpe schlenderte zurück zu seinem Schreibtisch, wo er eine neue Zigarette aus der Dose nahm. »Ich kann nicht sagen, was passieren wird. Entsprechend unserem Vertrag liegt die Verantwortung im Fall einer Verleumdungsklage, einer Klage wegen übler Nachrede oder des Diebstahls geistigen Eigentums bei Ihnen. Ich fürchte also, dass Sie die finanzielle Last tragen müssen, und ein Prozess kann ziemlich teuer werden, ganz egal, ob man gewinnt oder verliert.« Er zündete sich seine Zigarette an und stieß übellaunig den Rauch aus, wobei er die Augen zusammenkniff. »Das Schreiben war sehr kurz, deshalb habe ich dort angerufen und mit einem gut gelaunten Kerl mit Namen Ormsby telefoniert. Ich wollte Einzelheiten wissen, bevor ich mit Ihnen darüber rede. Sie bieten uns einen simplen Ausweg an: Sparrowfield wird seine Klage fallen lassen, wenn Sie sich in einem Schreiben an die *Times* oder die

Evening News für all die kleinen Gemeinheiten entschuldigen, die man in Ihrem Buch über den General und seine Untergebenen findet.«

Jetzt stand auch Martin auf und trat ans Fenster. Ein schlichtes Schreiben, um sich zu entschuldigen. Damit wäre der Fall erledigt – bis der nächste »diffamierte« Offizier auftauchte, überzeugt davon, Satisfaktion fordern zu können. Dann müsste er sich ein ums andere Mal in irgendwelchen Zeitungen entschuldigen, und dann nähme niemand mehr seine Kritik an der fatalen Führung dieses Krieges ernst.

Ein Prozess wäre wahrscheinlich teuer, und vor allem zöge er sich sicherlich endlos hin. Und es gab noch etwas anderes zu bedenken: Sparrowfield hatte in seinem Brief das Augenmerk absichtlich darauf gelenkt, dass er die Regeln der Zensur vorsätzlich umgangen hatte – *was unseren deutschen Feinden gewiss Trost gespendet hat*. Und als Deutsch-Amerikaner war er vielleicht schon aufgrund seiner Herkunft antibritisch eingestellt.

Auch wenn das blanker Unsinn war, müsste er sich gegen diese böartige Unterstellung wehren und erklären, weswegen genau ihm 1917 die Akkreditation entzogen worden war. Er müsste dem Richter Charles Grevilles Namen nennen und das so genannte Anti-Kriegs-Traktat erwähnen, das er und Jacob aus Protest gegen das sinnlose Gemetzel an der Westfront hatten drucken lassen. Darin wurde das Grauen ausführlich beschrieben, das zu dem Zusammenbruch des adligen Majors geführt hatte. Damals hatte er gedacht, es sei seine Pflicht, diesen Bericht auch anderen Menschen zugänglich zu machen, nicht weil Charles sein Vetter, sondern weil der einst so freundliche und sanfte junge Mann durch die Obszönität des Krieges nachhaltig erschüttert worden war. Er war immer noch in Wales in einem Krankenhaus für Offiziere ein-

gesperrt, und außer der Familie und seinen Freunden dachte niemand mehr an ihn. Doch die Grevilles würden alles andere als begeistert sein, wühlte ihr Neffe die Vergangenheit jetzt vor Gericht noch einmal auf.

»Nun, Rilke, was antworten Sie diesen Anwälten?«

Martin starrte weiter aus dem Fenster auf den regennassen Platz. Mittlerweile hatte sich der Wind gedreht, und die Tropfen schlugen nicht mehr schräg gegen das Glas, sondern wirbelten in die entgegengesetzte Richtung. Vier zerlumpte Männer, die in einem Hauseingang auf der anderen Straßenseite gestanden hatten, rannten durch den kleinen Park und rutschten beinahe auf dem nassen Kopfsteinpflaster aus. Er erinnerte sich, wie die englischen Soldaten bei Thiepval während des Angriffs auf die deutschen Gräben durch den Matsch gestolpert und wie Schießbudenfiguren umgefallen waren, als die MGs sie vor dem Stacheldraht niedermähten.

»Ich werde Ihnen – höflich – mitteilen, dass sie zur Hölle fahren sollen.«

Langsam ging der neunte Earl of Stanmore über die Kies-
einfahrt zu seinem Wagen. Der neue Rolls-Royce, der in den
letzten Tagen unter einer Schicht aus Ziegelstaub kaum noch
zu erkennen gewesen war, glänzte wie frisch poliertes Eben-
holz, und zufrieden räumte der Chauffeur die Wassereimer
fort.

»Gut gemacht, Barnes«, sagte Anthony Greville.

»Danke, Mylord. Obwohl es nicht ganz einfach war. Dieser
Ziegelstaub klebt entsetzlich.«

Nickend wischte sich der Earl Staub von seinem alten
Tweed-Jackett. »Er setzt sich überall fest. In den Kleidern und
den Haaren, einfach überall.«

»Da haben Sie recht, Mylord.« Eifrig rieb der Mann den
letzten Staub von der Windschutzscheibe ab. »Sind Sie be-
reit, Sir?«

»Ja. Sie können meine Tasche aus der Hütte holen.«

»Sehr wohl, Sir.« Der Chauffeur legte das Fensterleder in
den Kofferraum des Wagens und stapfte den Weg hinunter
zur Hütte des Verwalters.

Seine Lordschaft zündete sich eine Zigarette an und blickte
auf das Herrenhaus. Obwohl der Südflügel noch eingerüstet
war, hatten die Handwerker sämtliche kaputten Steine aus-
getauscht, fleckige Stellen mit Drahtbürsten poliert, und jetzt
erstrahlte die Fassade wieder in der alten Pracht. Auch die an-
deren Flügel waren fertig renoviert und schimmerten im Son-



Phillip Rock

Abingdon Hall. Stürmische Zeiten

Roman

ERSTMALS IM TASCHENBUCH

Taschenbuch, Klappenbroschur, 480 Seiten, 12,5 x 18,7 cm
ISBN: 978-3-442-38307-8

Blanvalet

Erscheinungstermin: März 2015

Der faszinierende zweite Band des großen, dreiteiligen Familienepos vor der Kulisse des Ersten Weltkrieges

England, 1921. Die Bewohner des großen Anwesens Abingdon Hall – von der Herrin des Hauses bis zum Chauffeur – versuchen mit aller Kraft, die bewegte Vergangenheit hinter sich zu lassen. Ein jeder hat große Verluste erlitten in den Jahren des Krieges, doch die Hoffnung auf bessere Zeiten macht es Martin Rilke und seinen Verwandten, der Familie Greville, etwas leichter. Die Ära der Goldenen Zwanziger liegt verheißungsvoll vor ihnen – schillernd, aufregend und tabulos – und für einen flüchtigen Moment scheint es, als sei alles gut ...

 [Der Titel im Katalog](#)